

Predigt zum 5. Sonntag i. J. (B), 07.02.21

Ijob 7,1-4.6-7; 1 Kor 9,16-19.22-23; Mk 1,29-39

Einleitung

Die Nachricht, dass ihr Kind nun geboren ist, schickte mir gestern ein befreundetes Paar nur wenige Stunden nach der Geburt. Dafür sind die sozialen Medien wirklich gut. Es gab auch gleich ein erstes Familienfoto zwischen erschöpft und glücklich. Vor wenigen Wochen bekam ich allerdings auf gleichem Weg die Nachricht vom Tod des Großvaters dieses Kindes. Vielleicht sehe ich deshalb auf dem Foto auch eine gewisse Nachdenklichkeit. Geburt und Tod und die Krisen unseres Lebens lese ich jedenfalls als Einladungen, auf das große Ganze zu schauen. Eine solche Einladung ist auch diese Feier. Lassen wir uns an diesem kalten Tag einhüllen vom großen Ganzen der Liebe Gottes.

Liebe Gemeinde.

Frische Luft, grünes Gras, genug Platz im Stall... - was braucht man, um als Ergebnis glückliche Kühe zu bekommen? Die Pointe dabei: Die Schlachtung ist dabei offenkundig überhaupt kein Problem, wenn sie schmerzarm geschieht. Warum auch?! Ihr zukünftiger Tod – natürlich oder vom Menschen geplant – beschäftigt die Kühe höchstwahrscheinlich ihr Leben lang nicht. Genau deshalb aber scheint mir diese Art von Glück ziemlich fragwürdig – nicht für die Kühe wohlgermerkt, sondern wenn Menschen es mit dieser Art von Glück versuchen: Ähnlich anderen Lebewesen von Tag zu Tag zu leben, aus dem Bauch heraus, geistig von der Hand in den Mund – wenigstens für eine gewisse Zeit. Das Glück, das sich da einstellen mag, ist sehr zerbrechlich. Es ist abhängig von jedem Augenblick. Gelingt er oder gelingt er nicht? Schaffen es Menschen, die Vorläufigkeit dieses Glücks komplett zu verdrängen oder wird man das immer mindestens ahnen? Wer sich auf dieses Glück beschränkt, wird es schwer haben mit Durststrecken und Verzicht, Selbstbeschränkung aus Rücksichtnahme auf andere, denke ich. (Die aggressive Reaktion vieler auf Migration, Klimawandel, Corona... könnte da ihren Ursprung haben.)

„Nie mehr schaut mein Auge Glück,“ sagt Hiob. In diesem Textfragment beklagt er nicht diesen oder jenen schlechten Tag oder seine erheblichen Verluste – Familie, Gesundheit, Eigentum. All das sind Auslöser einer... heute würden wir wahrscheinlich sagen „depressiven Verstimmung“. Sie enthüllt ein grundsätzliches Leiden. Es betrifft gerade dieses „Tag-um-Tag-Leben“. Hiob macht dabei keinen Unterschied zwischen seinen guten Jahren im Wohlstand und der jüngsten Krise. Letztlich ist es die Vergänglichkeit von allem – „mein

Leben nur ein Hauch“ – die ihm zu schaffen macht. Wie soll man da glücklich sein?! Was für einen Sinn macht das?! Es ist dieser Entzug von Sinn der ihn quält. – Richtig so!

Ja, mir wäre das auch zu wenig – Tag um Tag, ein geistiges Tagelöhner-Dasein... Vielleicht habe ich deshalb immer solche Geschichten gemocht wie die heutigen Lesungstexte – alle drei übrigens. Mein Glaube nährt sich tatsächlich, so weit ich zurückdenken kann, maßgeblich aus der Sinnfrage: Wozu dieses Leben? Wohlstand, Genuss, vielleicht Nachkommen und dann das Ganze von vorn mit der nächsten Generation?

Am entgegengesetzten Pol der Sinnfrage treffen wir den Apostel Paulus. Ihm ist nur allzu klar, wofür er lebt. Ist er nun also wirklich glücklich? Jedenfalls scheint er mit dem täglichen Glück des Augenblicks auch nicht viel zu tun zu haben. „Ein Zwang liegt auf mir,“ sagt er. Man könnte sagen: Er ist ein vom Glauben, von Gott Getriebener. Der einmal aufgeschlüsselte Lebenssinn entwickelt eine ungeheure Sogwirkung. Am Anfang stand eine ungewöhnliche, eine innere Begegnung mit Christus, eine Vision (korrekter: eine Audition, d.h. er hört nur seine Stimme). Die kann ihm keiner ausreden; die kann er aber auch niemandem beweisen. Dennoch glauben ihm offenbar viele, denn sie scheint durch – durch sein Leben. Ob das vordergründig Glück ausstrahlt, weiß ich nicht, aber die gewonnene Ausrichtung auf ein klares Ziel gibt ihm unglaublich viel Energie für ein Mega-Projekt: Er bereist den halben Mittelmeerraum, um das Evangelium auch über die jüdische Bevölkerung hinaus zu verkünden. Im – ich sage mal: – Werbeblock seiner Briefe erwähnt er immer mal wieder, was er dafür alles ertragen hat. Dann und zuletzt im Gefängnis lässt er ein ganz anderes, ein nachhaltiges Glück erkennen, das ihn erfüllt.

Ich kenne auch heute Menschen wie Hiob und Menschen wie Paulus. (Gut, ich kenne auch Menschen, die so sind wie glückliche Kühe...) In unseren in jeder Hinsicht eher gemäßigten Breiten finden sich die meisten Menschen irgendwo dazwischen. Genau da treffen wir heute Jesus an. Ja, er kennt auch die Extreme: die völlige Klarheit im Ausblick auf seinen Weg (Dann sagt er z.B.: „Der Menschensohn wird den Menschen ausgeliefert und sie werden ihn töten; doch drei Tage nach seinem Tod wird er auferstehen“ {Mk 9,31}) und den Sinnentzug („Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen.“ {Mt 27,46}). Nun aber wäre er fast auf die schiefe Bahn geraten – nein, nicht im kriminellen Sinn. Die Sache mit den Heilungen ist wie eine schiefe Ebene, auf der man ins Rutschen geraten kann. Er könnte so weitermachen. Die Leute würden das sicher begrüßen. Es wäre sogar eine sinnvolle Lebensgestaltung – aber nicht seine. Es ist eine dieser schwierigen Unterscheidungen zwischen Richtig und Falsch, bei der nicht Gut und Böse, sondern Gut und Besser einander gegenüberstehen. Er zieht sich zurück zum Gebet. Es ist wohl jene Art Gebet, diskretes

Gottesgespräch, das – ganz wörtlich – Sinn (lat. sensus) macht: Sensibilität für eine Ausrichtung, einen Kurs, der bedeutsam ist für mich, mein Leben, vielleicht auch die Menschen in meiner Nähe, wer weiß. Und Jesus zieht weiter, das Evangelium zu verkünden. Alles andere wird dem wieder ein- und untergeordnet.

Hiob, Petrus, Jesus – wo in diesem Spektrum der Sinnfrage würden Sie sich selbst gerade sehen? Kann ich Sie zu dieser Frage verlocken oder stellt sie sich zumindest gerade jetzt nicht? Sollten Sie sich bei Hiob wiederfinden, so muss ich noch einen ärgerlichen Mangel dieses Spektrums beheben. Die Auswahl dieser Verse verdunkelt den Blick für das, was bei Paulus und Jesus offensichtlich ist. Alle beziehen ihren Sinn von Gott her, erleben das als seine Gabe. Wenige Kapitel später sagt aber gerade Hiob das besonders schön: „Du riefest, und ich gäbe Antwort, du sehnest dich nach deiner Hände Werk.“ (Ijob 14,15) – im Konjunktiv. In seiner Enttäuschung, im Sinnentzug, formuliert er so seine Sehnsucht: Seine Sehnsucht ist, dass Gott ebenso Sehnsucht spürt nach ihm. Schöner – allerdings wohl im Indikativ, aus der Erfahrung der Erfüllung – hätten das die beiden anderen auch nicht sagen können: Mögen wir alle die Richtung, den Sinn unseres Lebens beziehen aus der Erkenntnis, dass Gott sich nach uns sehnt, aus dem großen Ganzen seiner Liebe. Amen.